

„Die Stunde kommt, vielleicht schon bald, Ob jugendlich Du bist, ob alt, Wo mehr noch vorüber sein Als nur ein flücht'ges Jahr allein, Wo Dir im Tod das Auge bricht, Dein Mund den letzten Seufzer spricht, Wo einmal noch, eh' Du ziehst fort, Durch Deine Seele tönt das Wort: Vorüber, vorüber!

Und dann auch giebt, was Du gelebt, Was Du gethan, was Du erstrebt, Was Du geglaubt, was Du gewollt, Was Du gekämpft, was Du gekost, Dir unabwieslich das Geleit Hinüber in die Ewigkeit. O dente d'ran bei jedem Schritt: Was Du hier lebst, es gehet mit — Hinüber, hinüber!

Das Abschiedslied.

Stizze von Richard Heiser.

Es war ein sonniger Wintertag. In das kleine Dachstuhlchen, welches das alte Fräulein Anna bewohnte, fandte die schwebende Sonne ihre letzten Strahlen. Neben dem Fenster im Schatten sah das fast siebzehnjährige Mädchen und stierte an einem Kleide. Dann und wann lanten die gerarbeiteten Hände wie erschöpft in den Schooß, und ein leiser Seufzer glitt über die wellen Lippchen.

„Ach Gottchen, fühl' ich mich schwach! 's geht wirklich nicht mehr. Wenn ich nur nicht krank werd'!“ Fräulein Anna stand ganz allein in der Welt. Bis vor einigen Jahren hatte sie ihrem Bruder, einem kinderlosen Wittwer, die Wirtschaft geführt. Als dieser nach langer Krankheit, die den größten Theil seines kleinen Vermögens verschlungen hatte, gestorben war, blieb seine Schwöster als letzte ihrer Familie zurück. Sie, die jeder gern hatte, half in den besseren Familien des Städtchens bei den leichteren Hausarbeiten und besetzte Wäsche und alte Kleidungsstücke aus, und die paar Pfennige, die sie sich so verdiente, gemüthete gerade, um die geringen Ansprüche, die sie noch an das Leben stellte, zu decken.

So lebte sie ihre alten Tage still und gleichmäßig dahin und schied sich dabei ganz glücklich zu fühlen; denn nie war sie unzufrieden, und nie klagte sie.

Und doch lag über ihrem Wesen gleichsam ein unsichtbarer Flor, dessen Dasein alle empfanden, in deren Nähe sie kam... etwas wie ein verschwiegenes, unartiges Leid. In ihrem Stimmklang, in ihren Augen schlummerte es wie tief vergrabene Wehmuth, und nur wenige hatten sie jemals lachen gesehen.

Als Fräulein Anna sich erhob, fühlte sie sich sehr müde. Aber bei Bürgermeisters war Reinmachen, und sie hatte bestimmt versprochen zu kommen. Die Frau Bürgermeisterin verließ sich darauf, sie dürste sie nicht in Verlegenheit bringen. Sie nahm ihr großes, braunes Umhangsgeschloß über und machte sich auf den Weg.

Sie ging, mit Besen und Staubtüchern beladen, in das Arbeitszimmer des Bürgermeisters, der auf eine Stunde ins Rathhaus gegangen war, um es bis zu seiner Rückkehr zu reinigen und aufzuräumen.

Die Arbeit, so leicht sie war, entlockte ihr manchen Seufzer; jede Bewegung war ihr eine Anstrengung, jeder Handgriff wurde ihr schwer, und ganz plötzlich überkam sie auch wieder der alte Schwindel. Sie wollte und konnte sich, die Kante des Tisches trampelnd umklammernd, nur mit Mühe vor dem Fall bewahren.

Ein Weiden stand sie so an den Tisch gelehnt mit zitternden Knien und schwer atmend, während bunte Floden vor ihren Augen tanzten. Dann fiel ihr ein, daß der Hausherr bald zurückkommen würde; sie griff wieder zum Besen und fuhr fort auszufegen.

Aber sie vermochte nur wenige Besenstriche zu machen; denn als sie bis zu dem großen Wiederregal, das die Mitte der Längswand einnahm, gekommen war, übermannte sie die Erschöpfung, und sie ließ sich in den vor diesem stehenden lederbezogenen Sessel sinken. Weinige zehn Minuten sah sie dort, ohne zu merken, wie die Zeit davonflog, doch die Schwäche wich nicht, und an den Gliedern lastete es wie schwerer Gewichte.

Mit Anstrengung erhob sie sich endlich. Dabei fiel ihr Blick auf die zwischen den Brettern des Bücherregals vor ihr aufgestellten Bände. Sie stieß einen leisen Schrei aus, wollte und fiel schwer in die ledernen Polster zurück.

„Großer Gott!“ flüsterte sie. „Wenn er das wäre!“ In bebender Spannung, die ihr ganzes Wesen straffte und alle körperliche Ermattung aufhob, nahm sie, während stöhnendes Zittern über sie hinlief, ein braunes gebundenes Buch aus der Reihe und presste es zwischen den gefalteten Händen an ihre Brust, als ob sie es nicht zu öffnen wage.

Dann las sie ganz langsam, wie andächtig, den Titel, der in Gold auf den Einband gepreßt war.

Zwey Minuten flüsterten die Worte vibrierend mit: „Wilhelm Hansen — Gedichte.“ In dem Regal stand noch wohl ein Duzend Bände, die denselben Autornamen trugen; alle waren mit Gold.

Noch einmal wiederholte sie die drei Worte mit wankender Stimme.

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 3. März, 1905

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 25 No. 27.

Dann schlug sie den Deckel auf, und ihre Augen glitten über das elegant ausgeführte Titelblatt. Sie schlug ein paar Blätter um, zitternd wie im Fieber. Blöthlich hielt sie inne und presste das todte Papier, das für sie so voller Leben war, an ihre alten Lippen. Die Worte, die sie gefucht, die ihr Gewißheit gaben, hier standen sie.

„Mein Will! Mein Will!“ jubelte es leise aus ihr heraus. Gebämpft, fast unhörbar, fing sie an zu lesen:

Nun muß ich dich verlassen, Mein süßes, blondes Kind...

Weiter kam sie nicht; ein gebrochenes, tieftrübendes Schluchzen, ein Schluchzen, aus dem das Weh eines ganzen Lebens sprach, entrang sich ihrer Brust.

Endlich erstarr es in lautlosem Weinen. Während die Thränen langsam über die rungligen Wangen rannen, las sie das Gedicht zu Ende. Dabei milderte sich der Schmerz, der über ihrem Antlitz lag, schwarz zuletzt ganz, und unter den spärlicher fließenden Thränen blühte es auf wie lang vergessenes Glück.

Ihr war, als weite sich der Raum, als läme es zwischen den — ach — so wohlbetannten Zeiten hervor und zöge wie duftende, durchsonnte Waldbesuche durch ihre einsame Seele... Des halb aufgeräumte Zimmer war vor ihrem Geiste geschwunden, und ihr war's, als sei sie wieder jung und schön und blond und läche tief im Walde auf einem morschen Baumstumpf, an einem ganz waldernen Ort, in dessen Stille nur dann und wann ferner Fintenschlag hinüberperlte.

Und vor ihr — in lebensvollster Deutlichkeit, gleichsam greifbar, war die Vergangenheit emporgestiegen — in das dicke Farnkraut gestreckt, lag der, den sie so liebte, so über alles liebte. Und leise tönte seine Stimme durch das Waldbeschwiegen:

Nun muß ich dich verlassen, Mein süßes, blondes Kind...

die ganzen vier Strophen. Und als die letzte Silbe zwischen den Buchstaben verlungen war, da weinte sie bitterlich an seinem Halse. Die Worte hatten ihr das junge Herz in unendlichem Schmerz bewegt; denn sie wußte, daß sie einmal Wahrheit werden mußten.

Um sie her war es ganz still. Still und einsam. Die Baumkrone tauchten kaum merklich, der Fint hatte zu schlagen aufgehört, nur leises Spechtgeklopff klang manchmal durch die Einsamkeit.

Endlich sagte sich Will, und als er die Thränen aus den Augen gelüht hatte, gingen sie heimwärts. Der Klang seiner Stimme, sein Blick, seine so traurige und doch entschlossene Miene sagten ihr alles.

Sie schrie auf: „Will!“ „Es muß sein.“ „Also doch!“ Und dann, die Worte von Schluchzen zerrissen, leise: „Ich hab's doch gleich geahnt, als du es laßest! Es ist aus... es ist alles aus!“

Sein Gesicht zeigte, daß sich sein Herz trampelnd zusammensog, doch er blieb fest. Sanft sprach er auf die Weinende ein:

Sie habe doch immer gewußt, daß es einmal zu Ende sein müßte zwischen ihnen. Der arme junge Literat und das arme Mädchen, die konnten einander nicht für das Leben angehören. Er mußte einige Jahre ohne Erbsenzorgen leben können, bis er etwas geschaffen, das seinem Namen Klang gab, das den Ausgangspunkt einer Karriere bilden konnte. Und nur... nun wollte er sich verloben. Es wäre sehr reich. Es würde sein Glück begründen. Wollte er nicht auf das Ideal des schriftstellerischen Berufs, das allein seinem Leben wahren Inhalt gäbe, verzichten, so bliebe ihm keine andere Wahl. Und gestern habe ihm die andere ihr Jawort gegeben... Zu fragen habe er ihr's nicht vermocht und deshalb dieses Gedicht vorgelesen. Er liebe nur sie — nur sie allein. Auch er müsse entsagen. Sie solle stark sein.

Er hatte die Arme erhoben, um sie noch einmal an die Brust zu ziehen; sie hatte sich losgerissen und war die Treppe hinaufgestürzt. Oben hatte sie sich schwer über das Bett geworfen und geweint, bis mit grauen Schleiern der Morgen gekommen war.

Und heute, nach beinahe fünfzig Jahren, las sie jene alten Verse wieder... und heute meinte sie wieder genau wie damals, als der erste Wintersturm über ihr junges Herz dahingebraust war.

Er hatte sein Ziel erreicht. Da standen eine Menge Bücher, die seinen Na-

men trugen. Er war gewiß berühmt geworden, gefeiert, während die, der so viele seiner Gedichte galten, bei den Leuten, welche sie lasen, die Stuben lehrte.

Ob er wohl glücklich war?

Die Vormittagssonne war langsam an dem Haupte des Bürgermeisters niedergelitten, und freundlich fiel der Schein in das Zimmer, in welchem Fräulein Anna in dem gepolsterten Lehnstuhl saß. Auf ihrem Schooße lag das Buch. Die Sonnenstrahlen glitzerten bunt in den hellen Tropfen, die auf den aufgeschlagenen Seiten lagen.

An den Augenwimpern der Einsamen hing eine letzte Thräne. Aber sie fiel nicht herab; denn Fräulein Anna bewegte sich nicht. Sie schien zu schlafen, doch standen ihre Augen offen. Sie waren glasig, und das gute Gesicht war spitz und starr. Aber es lag etwas darüber wie ein Schimmer nie gekannten Friedens und wie ein Hauch lebigen Lebens.

Als der Bürgermeister nach Haupte kam, glaube er zuerst, das alte Mädchen sei in dem Sessel eingeschlummert. Freundlich wollte er sie wecken und sah nun, daß sie todt war.

Er nahm ihr das Buch aus den kalten Händen, deren Finger es umspannten, als ob sie es nicht lassen wollten, und meinte fopschüttelnd:

„Dahon hat sie doch nicht eine Zeile verstanden, die arme, einfache Frau.“ Dann drückte er ihr die Augen zu und sagte leise:

„Sie muß beneidenswerth sanft hinübergegangen sein.“

Der Dambruch.

Eine Episode aus der Prüfungszeit Australiens. Von W. Schwedler.

Müde lehnte Lizzie am Gartenzäun; sie achtete nicht darauf, daß ihr Strohhut zur Erde gefallen war, und die heiße Nachmittagssonne auf ihren Kopf prallte. Die Ellbogen auf den Zaun gestützt, hielt sie sich mit den Fingern beide Ohren zu, vergeblich bemüht, den Schall des eintönigen Gesanges auszufischen, der aus dem nahen Wohnhause herüber tönte.

Halb singend, halb sprechend, ohne jeglichen Ausdruck von Verständnis oder Gefühl, drangen sie in ihre Ohren, bohrten sich in ihr Gehirn, die Worte des Psalmisten, die sie die ganze Nacht hindurch und in Zwischenräumen auch während des Tages hatte hören müssen:

„... Denen ihre Bäche vertrocknet und die Wasserquellen versiegt waren, daß ein fruchtbar Land nichts trug um der Bosheit willen dorer, die darin wohnten.“

„Und er das Trockene wiederum wasserreich machte und im dürren Lande Wasserquellen...“ Immer und immer wieder flutheten die Töne zu ihr herüber: „Um der Bosheit — um der Bosheit willen dorer, die darin wohnten.“

Das Mädchen am Zaun brach fast zusammen unter den Qualen des Körpers und der Seele. „Gott!“ rief sie in ihrer Verzweiflung, „laß ihn schlafen, — und sei es auch nur für eine Stunde.“

Der alte Jackson stand vor der Krise seines mühevollen Lebens. Wie viele Hunderte in dem von der Dürre verwüsteten Land hatte auch er zu sehen müssen, wie sein Viehland verhungerte und verbrühte. Erst waren die jungen Lämmer daran gekommen, dann die Schafe, dann die Milchkühe und zuletzt die Arbeitspferde. Alles war dahin, und mit Schauern dachte Lizzie daran, daß auch die beiden Wagenpferde, die draußen, wo einst der Gemüthsregal, der Stolz ihres Vaters, war, sich ein dürftiges Mahl aus Unkraut und verbortem Gras zusammenfuchsen, nicht mehr lange aushalten würden.

Die Nachbarn und Freunde wunderten sich, daß der alte Sonderling überhaupt noch am Leben war. „Komm doch lieber für eine Weile in die Stadt,“ hatten sie ihm gerathen, aber Jackson antwortete immer störrisch: „Das Schlammloch ist ja doch vorüber, und da wollen wirs lieber bis zu Ende mit ansehen. — Wenn der Regen kommt, giebt es eine Menge zu thun.“

Und so konnte ihn nichts dazu bewegen, die hölzernen Hütte zu verlassen, die er sein Heim nannte, und in der er gute und böse Tage gesehen hatte, seit er sich vor dreißig Jahren an dem Ufer des „Cree“ niederließ, der in trockenen Zeiten nur eine Kette von Pfählen oder gar nur ein Sandbett war und im Frühjahr regelmäßig zu einem starken und gefährlichen Strom anschwell, fähig, selbst den

Damm zu durchbrechen, den der Alte im Laufe der Jahre errichtet hatte. Damals erschien den beiden die Zukunft im rosigsten Lichte. Wenig verlangten sie vom Schicksal und noch weniger sollten sie empfangen. Nach zwanzig Jahren harter, enttäuschender Arbeit, aber warmer und froher Liebe hatte sie ihn verlassen und war im Schatten der Eichen in der Nähe des Flusses zur ewigen Ruhe gebettet worden. Jim, sein Junge, war nach Sidney gegangen. Was da aus ihm geworden war, wußte er selbst nicht ganz genau, denn nur selten und unvollkommen dringen die Nachrichten in die weiterentfernten Regionen des australischen Bundes. Einige sagten, er sei unter die Soldaten gegangen, andere er sei ein Omnibuskutscher geworden.

So war nur Lizzie ihm geblieben, und zusammen hatten sich die beiden mit aller Macht der alles vor sich her treibender Dürre entgegengestellt, bis gestern das Schrecklichste kam: Der alte Jackson bekam den Sonnenstich, das Fieber, das bald darauf eintrat, erschütterte seinen alten Körper gefährlich. Wertwürdig genug, man hörte in seinen Fieberphantasien nichts von den kräftigen Buschflüchen, die ihm sonst so geläufig waren, sondern im Delirium wanderte sein Geist zurück zu den Tagen der Kindheit, in denen er Abend für Abend den Eltern aus der alten Familienbibel vorgelesen hatte, und unaufhörlich kam derselbe Vers des Psalmisten über seine Lippen, bis Lizzie sich in den Garten flüchtete, um den halb singenden, halb gepredigten Tönen zu entfliehen.

Nach dreiundzwanzig Jahre alt, groß und stark gebaut, hatte sie bisher allen Prüfungen müthig Widerstand geleistet, aber Hunger und Gend hatten ihre Spuren auf ihrem Gesicht hinterlassen, und ihre großen braunen Augen waren infolge der Nachtwochen in ihre Höhlungen zurückgesunken. War es ein Wunder, daß auch sie selbst fühlte, wie ihre Nerven der übermenschlichen Anstrengung zu erliegen drohten? Ein fiebernd, halberbunter alter Mann, zwei schwache, dürre Pferde, der nächste Nachbar zehn Meilen und mehr entfernt, nur ein geringer Vorrath von Thee, Zucker und Mehl im Hause, — und das Wasser im Fluße am Austrocknen. Gedankenvoll ließ sie ihre Blicke über die wüste Fläche schweifen, auf der einst ihre Schafe geweidet hatten. Hier und da flog ein Geier oder eine Schaar Krähen auf, um sich bald wieder an einer Stelle niederzulassen, wo etwas weißes in den Strahlen der unbarmherzigen Nachmittagssonne glänzte. Thränen traten in ihre Augen, denn sie dachte daran, daß das bishigen Wolk alles war, was die Dürre von ihrer Herde übrig gelassen hatte, auf die sie einst so stolz war. Sie dachte daran, wie im letzten Winter die neugeborenen Lämmer an der Seite ihrer Mütter niedergesunken waren, ermattet vom Hunger und zitternd vor Kälte, während der bittere Westwind über sie hinwegfegte. Und durch alle ihre Gedanken tönte unaufhörlich der Gesang des tranken Mannes in der Hütte: „Um der Bosheit willen, die darinnen wohnen.“

Blöthlich sah sie sich um. Die Gewalt der Sonnenstrahlen hatte nachgelassen und über der Hütte hatte sich plötzlich, wie durch Zauber hervorgerufen, eine dicke schwarze Wolke aufgebaut. Rad, der alte treue Schäferhund, dessen Beschäftigung längst dahin war, troch mit furchtsamen Winseln näher zu ihr heran.

Lizzie faltete die Hände: „Endlich der Regen — Gott sei gelobt!“ rief sie aus; aber dann erinnerte sie sich mit bitterem Lächeln an die vielen Enttäuschungen, die sie in den letzten Tagen und Wochen schon erlebt hatte, wenn sich die Wolken über ihren Wiesen zusammengeballt hatten, und dann wieder auseinanderzogen, ohne die dürstige Erde geneigt zu haben. Da bemerkte sie, wie die beiden Pferde im Garten sich mit ängstlichem Winseln dicht aneinander drängten, unerbittend nach der Richtung starrend, aus der der Wind kam, der sich während der letzten Sekunden in einen heulenden Sturm verwandelt hatte, und plötzlich — noch ehe sie die Hausthür zu erreichen vermochte, kam das Gewitter mit aller Gewalt hernieder. Auf sie Witz jubte durch die Luft, daß es dem aufgereizten Mädchen schien, als stünde das Weltall in Flammen, und unter dem Krachen des Donners erzitterte die schwache Hütte, während der Regen, der langersehnte Regen, zur Erde niedertam, nicht in Tropfen, sondern in biden unbeschreiblichen Strahlen, die wie Peitschenhiebe auf das Wellblechdach des Wohnhauses prasselten. Der furchtbare Lärm rüttelte selbst den tranken Mann aus seinen Fieberträu-

men. Er richtete sich in seinem Bette auf und schaute um sich. Wilde Freude leuchtete aus seinen Augen und durchdrang seine pflanzende Stimme, als er wiederum anhub: „Und er das Trockene wiederum wasserreich machte, und im dürren Lande Wasserquellen!“

Aber für Lizzies erschütterte Nerven war die Veränderung zu plöthlich gekommen. „Um des Himmels willen, Vater, sei still,“ rief sie gänglich aus. „Horch, der Regen ist da, die Dürre ist zu Ende.“ Und dann beugte sie sich über den Kranken und küßte seine heiße Stirne mit frischen Umschlägen, bis der alte Mann, unter dem eintönigen Gepfaffel des langersehnten Regens, endlich den Schlaf fand, dessen sein fieber Körper so sehr bedurfte.

Die ganze Nacht hindurch ging der Regen in Strömen nieder, und den ganzen Tag und wiederum die folgende Nacht und so fort ohne Aufhören, bis am Morgen des dritten Tages Lizzie in der Ferne ein Geräusch hörte, das sie zu Tode erschreckte. Sie war gerade damit beschäftigt, für sich und den Kranken die mehr als einfache Morgenmahlzeit zu bereiten und überlegte dabei, wie lange wohl der spärliche Vorrath von Thee und Mehl noch reichen würde, als ein Brausen von der Richtung des Flusses her sie erschreckte.

„Der Creef ist geschwollen, Vater,“ rief sie entsetzt, aber der alte Mann schenkte sich darüber keine Sorge zu machen. „Er muß schon ziemlich hoch steigen,“ sagte er ruhig, „bevor er unsere Hüfte erreicht. — Wir sind sicher.“

Lizzie erwiderte nichts. Aber den ganzen Tag hörte sie das verhängnisvolle Rauschen und den ganzen Tag wurde sie von bangen Ahnungen verfolgt. Am Abend erklommen die beiden Pferde in ihrer Angst die Stufen der Veranda vor der Hütte — der Fluß war aus seinen Ufern getreten, und immer näher kam die Wasserflut auf das einsame Haus zu. Voller Angst und Schreden sah das Mädchen an dem Bette des tranken Mannes, zu ihrem Füßen der alte Schäferhund, in unruhigem Schlaf, ab und zu aufstehend und an der Thür schnuppernd, als wenn er draußen einen unsichtbaren Feind vermuthete. Gegen Mitternacht öffnete sie die Thür und sah hinaus. Der Regen hatte aufgehört, aber im Mondschein sah sie vor sich, um sich herum eine endlose Wasserwüste, die sie und alle, die im Hause waren, von der Außenwelt abschneidete. In einiger Entfernung dunzte Massen mit furchtbarem Geklirr den Strom hinabtreibend, theils entwurzelte Bäume, theils Trümmer von zerstörten Häusern, in manchen Fällen ertrunkene oder ertrinkende Thiere, den Strom hinabtreibend, die Pferde, die von Hunger und Angst ermattet, vor der Thür niedergesunken waren, trocken nebenheran, und eins der selben, das ihr früher als Reiterpferd gedient hatte, raffte sich auf und rieb den Kopf gegen Lizzies Schulter. Sie drehte sich rauh um und streckte die stumme, furchtsame Kreatur. Dann ängstlich, daß sie vielleicht selbst unter der furchtbaren Aufregung zusammenbrechen möchte, ging sie in die Stube zurück und bewachte den Schlaf des Kranken. Das Rauschen des Wassers war in der Stille der Nacht stärker als je zu hören, und näher und näher kam das Wasser, bis sie die Wellen gegen die schwachen Pflanzen der Hütte blüthigen hörte. Aber der alte Mann schlief ruhig weiter, nur ab und zu unzusammenhängende Worte seines Wahns murmelnd — „Trockene... Wasserreich... Wasserquellen im dürren Land...“

Blöthlich hörte sie die Hufen des einen Pferdes gegen die Thür schlagen, ein Stolpern, ein Schrei, fast wie aus einer menschlichen Kehle, und ein Wätschern — eines der Pferde war ins Wasser gefallen und wurde vom reißenden Strome um die Hütte herumgetrieben und dann den anderen Opfern nach. Wenige Augenblicke später mußte Lizzie, daß auch das zweite Pferd verloren war, und dann drang das Wasser unter der Thürpalte in die Stube. Bald war das Feuer ausgelöscht und der kleine Raum in Dunkelheit gehüllt. Nur ein schwacher Strahl des Mondlichtes drang durch die Scheiben des kleinen Fensters. Sie küßte das Wasser an ihren nackten Knöcheln, und in ihrer Todesangst troch sie auf das Bett neben den sterbenden alten Mann. So wachte sie allein während der Dämmerung, und als das matte Licht des jungen Tages durch die Scheiben drang, wachte sie, daß bald der ganze Himmel in strahlender goldiger Morgenröthe erglänzen würde.

Während sie so wachte, schien der Tod seine Schreden zu verlieren. Sie sah dem Ende mit dem unbegreiflichen Muthe entgegen, den sie in allen Schwierigkeiten und Prüfungen ihres kurzen, harten Lebens bewiesen hatte. Sie glaubte und wußte, daß, wenn alles vorüber war, sie ihre Mutter wiedersehen würde, und sie hoffte zuber-

sichtlich, daß „der da droben“ nicht zu scharf mit ihr oder ihrem Vater ins Gericht gehen würde, denn — so sagte sie zu sich selbst in der Einfach ihres Herzens — schließlich hatten sie beide ihr bestes gethan, — „und die Zeiten waren so furchtbar schlecht gewesen.“

Als es heller wurde, sah sie, daß das Wasser fast das hohe, altmodische Bett erreicht hatte. Mehr als einmal hatte die schwache Hütte gezittert unter dem Anprall eines schwimmenden Baumstammes. Das ganze Gebäude schwankte schon bedenklich. Lizzie wußte, daß das Ende nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Sie streckte das Hand, indem sie ihr Gesicht abwandte damit sie nicht den hilflosenden Blick in den treuen braunen Augen sehen sollte. Dann, während sie eine Thräne heruntergeschluckte, die ihr bei dem Gedanken an Jim, ihren Bruder, ins Auge trat, beugte sie sich nieder und küßte innig und feierlich den alten Mann. Aufgeweckt von ihrer Zärtlichkeit, fuhr er ihr mit seinen schwachen Händen über die Wangen. Dann richtete er sich auf, mit der Stärke, die so oft dem Sterbenden gegeben ist, und mit dem Gedächtniß auf das Fenster gerichtet, durch das die Strahlen der Morgensonne jetzt stark und voll in das Zimmer drangen, rief er in unsäglich Freude:

„Und sie wurden froh, daß es stille war, und er sie sicher geleitete in das Land, nach dem ihr Herz sich sehnte.“

Sie klammerte sich an ihn in ihrer Verzweiflung, als er ermattet in die Kissen zurückfiel; dann ein Schrei, ein furchtbares Getöse, ein wilder Studel — und so — „geleitete er sie in das Land, nach dem ihr Herz sich sehnte...“

Zar und Water.

In bänischen Künstlerkreisen erzählt man sich das folgende Erlebnis des bänischen Malers Professor Turen. Herr Turen ist der bänische „Hofmaler“, das heißt, er erhält vielfach Aufträge des Hofes und seiner vielen Verbindungen. Auch die letzte englische Königskrone hat Professor Turen auf der Leinwand verewigt, zu welchem Zwecke er sich längere Zeit als Gast König Eduards in London aufhielt. Nun wünschte der Kaiser von Rußland eine Kopie des Kronenstuhles und bestellte sie bei Turen für ein Honorar von 12,000 Rubel. Kürzlich wurde der Maler in Petersburg sein Bild abliefern. Der Zar empfing ihn, sprach seine große Zufriedenheit aus und stellte eine Anweisung über 12,000 Rubel aus. Im Hofmarschallamt aber sagte man dem Maler, der die Anweisung präsentirte: „Es ist Ihnen wohl bekannt, daß Anweisungen des Zaren nicht mit dem vollen Betrage honorirt werden.“ Unser Professor sprach hierüber eine gefinde Verwunderung aus, mußte sich aber mit der Antwort beruhigen, es sei das nun einmal so. Wirklich erhielt er denn auch nur einen Theil des vereinbarten Honorarbetrages. Vor seiner Abreise empfing ihn der Zar nochmals und bemerkte beiläufig, er habe wohl sein Geld erhalten. Professor Turen erwiderte, jetzt, wo man ihn direkt darüber befrage, müsse er gestehen, nicht unwesentlich weniger ausgezahlt erhalten zu haben, als ihm angewiesen war. Der Kaiser zeigte sich nicht im allgeringsten verwundert, stellte natürlich aber eine neue Anweisung aus, die dem Künstler den Rest seines Honorars einbrachte.

Ein ideales Vergnügen.

„Gefällt's Ihnen bei diesen Leuten?“

„Außerordentlich, alle möglichen berühmten Leute sind anwesend, Dichter, Musiker, Sänger... aber es wird grundtäglich nur gegessen und getrunken.“

Antretend.

Süffel: „D die schrecklichen Kopfschmerzen! Nie mehr schreib' ich Abends Briefe!“

Spund: „Strengt Dich denn das so sehr an?“

Süffel: „Das weniger! Aber der Brief sollte gestern Abend noch abgehen, und da bin ich in zehn Wirthschaften gewesen, bis ich eine Freimarte bekam!“

Auch ein Grund.

Richter: „Der Hannes hat sich doch von der Mauerrei ferngehalten! Warum haben Sie ihn dann so gepörrgelt?“

Girgl: „Weil der fode Keel net hat mitrauf'n woll'n!“

Am Stammtisch.

A.: „Es ist ein rechtes Kreuz, wenn die Zähne nachlassen, kann gar nimmer recht beißen.“

B.: „Ich auch net, es ist nur a Glück, daß man das Bier net beißen braucht.“

Der Schlangenbändiger.

„Wie sind Sie denn neulich nach unserem Stiftungsfeste auf die Zee verfallen, mich einzuweisen zu Ihrer Frau mit der Meldung vorauszuschicken, Sie kämen bald nach? ... Die hat mich schön behandelt! Ich dank!“

„Wissen S', mir hat einmal ein indischer Schlangenbändiger verrathen, man solle, bevor man sich solch' lieblichen Geschöpfen nähert, sie erst in einen Lappen beißen lassen!“

Manche Frauen gerathen aus dem Häuschen, wenn der Mann aus dem Haus will.